

NAGEL & KIMCHE

Leseprobe

Martin Krauß

Der Träger war immer schon vorher da

Die Geschichte des Wanderns und Bergsteigens in den Alpen

ISBN (Buch): 978-3-312-00558-1

ISBN (E-Book): 978-3-312-00569-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00558-1>

sowie im Buchhandel.

Bis heute weiß man kaum etwas über die Rolle der Träger und Helfer, die den hochbürgerlichen oder feudalen Herrschaften den Weg wiesen, die ihnen die wissenschaftlichen Geräte, den Rotwein und den Hasenbraten auf die Berge trugen und die oft die Wege schon kannten. Der Kulturhistori-

ker Martin Scharfe schreibt, dass es ein «bekanntes und häufig erfahreneres Paradoxon des sogenannten Erstersteigers ist, der auf dem soeben erreichten Gipfel anonyme Spuren früherer Ersteiger, etwa ein Artefakt oder ein Steinmännchen findet».

Dabei waren die Alpenbewohner an Gipfelbesteigungen nicht interessiert. Höchstens Jäger, Kristallsucher und Hirten kamen mal ganz nach oben, weil sie Tiere verfolgten oder wertvolle Steine suchten. Aber das waren keine Begehungen, die dem Genuss des Panoramas dienten. Man sprach einfach nicht darüber. Noch weniger die Schmuggler und Wilderer oder auch die Flüchtlinge. Für sie war es im Allgemeinen besser, nicht darüber zu reden.

Das Wort «Berg» stand noch im 18. Jahrhundert sowohl für Gipfel als auch für Alpen, in der Schweiz wurden auch Pässe so bezeichnet. In Grimms Wörterbuch lernt man, dass es die «Aussicht» in der deutschen Sprache erst seit dem 18. Jahrhundert gibt, und Gipfel hatten keine Namen. «Berge heißen nicht», sagt der Geißenpeter in Johanna Spyris *Heidi*. Nur Pässe und Joche waren würdig, einen Namen zu tragen.

«Heute denkt man in Bergen, damals dachte man in Pässen», notierte 1931 der Autor Alfred Steinitzer. Und Martin Scharfe schreibt: «Die einen, die Bürger, wollten hinauf, schafften das aber nicht aus eigener Kraft; die anderen dagegen, die hätten hinaufkommen können, «wollten» letztlich nicht auf die Gipfel.»

Was die sogenannten Bergler hatten war etwas, das man heute alpinistische Kompetenz nennen würde. Sie waren trittsicher, kannten das Wetter, legten Wege und Steige an, und auch Sicherungstechniken waren bekannt: Schon 768 schilderte der Bischof von Freising eine Geschichte aus seiner Kindheit in der Gegend um Meran, als er eine Felswand siebenzig Meter hinabgestürzt war: Die Dorfbewohner ließen sich

mit Seilen hinab und bargen den Jungen lebend. «Das Klettern ist also nicht, wie man häufig hört, eine Erfindung der Neuzeit», schreibt Helga Paskoller, «sondern es gehörte seit Jahrhunderten schon zum Alltag derjenigen, die sich in den Bergen niedergelassen hatten.»

Nur der Wille, die Gipfel zu erobern, fehlte weitgehend. Die Bauern gingen nur so hoch, wie das Vieh ging. Nur Einzelne wollten höher: Ein Pfarrer namens Zodrell aus Lavin im Unterengadin soll schon Anfang des 18. Jahrhunderts mit Steigeisen auf den von Gletschern umgebenen Piz Linard (3411 m) in der Silvretta gestiegen sein. Als offizieller Erstbesteiger gilt freilich der Schweizer Naturforscher Oswald Heer, der den Berg 1835 bestieg, geführt von dem Einheimischen Johann Madutz. Zu den Gerüchten um den Pfarrer Zodrell gehört auch, dass er auf dem Gipfel Steigeisen fand und sie mit den seinigen austauschte. Über den Piz Linard kursiert noch ein anderes Gerücht: 1572 soll ein Mann namens Chounard allein ein goldenes Kreuz auf den Gipfel getragen haben.

Sogar die Jungfrau (4158 m) in den Berner Alpen soll schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts von zwei Gemsjägern bestiegen worden sein – ein Messer sollen sie zurückgelassen haben.

Ähnliches wird von Deutschlands höchstem Berg, der Zugspitze (2962 m), berichtet. Der Historiker Thomas Linder vermutet, dass weit vor der offiziellen Erstbesteigung – im August 1820 durch den Leutnant und Vermessungstechniker Josef Naus, seinem Gehilfen namens Maier und dem Bergführer Johann Tauschl – Hirten und Jäger nahe am Gipfel waren. Es gibt auch die Vermutung, dass Schmuggler sich Wege über den Gipfel der Zugspitze suchten; ferner wurde eine Karte gefunden, die um 1770 entstand und einen Weg «ybers blath ufn Zugspitz» beschreibt.

Diese Menschen also, und ein paar Abenteurer wie Pfarrer

Zodrell und vielleicht auch Chounard, dessen Existenz nicht verbürgt ist, waren die Vorläufer der Alpinisten.

An solche Leute dachte Horace Bénédict de Saussure, als er 1760 seine Prämie für den Mann auslobte, der ihn zuerst auf den Montblanc brächte. Die zunächst aus Städten wie Genf, später aus London, Wien oder Berlin anreisenden Herren Hochtouristen wären bei ihrer Erschließung der Alpen ohne die Kompetenz der Bergbewohner gescheitert.

Ähnliches gilt auch für den Versuch von Alexander von Humboldt, im Jahr 1801 den Chimborazo (6297 m) in den Anden zu besteigen. Humboldt, der immerhin bis zur Höhe von 5350 Meter kam – Höhenweltrekord an dem Berg, den man damals für den höchsten der Welt hielt –, war mit zwei weiteren Naturforschern und einem Diener unterwegs.

Die Einheimischen, die für Expeditionen gebucht waren, genossen ihre Macht. Etwa wenn sie ihre Kunden mit einem um den Leib gebundenen Seil hochzogen oder hinabließen. Da klagten Bergreisende schon mal, die Älpler entmündigten sie oder behandelten sie «wie einen Sack».

Die alpinen Techniken, die sie anwandten, beherrschten sie oft seit Jahrhunderten. Und die Geräte, die sie zu Hilfe nahmen, hatten sie ebenfalls schon lange. «Kein einziges», schreibt Martin Scharfe, wurde «erst für die bürgerlichen Bergreisenden und ihre neuartigen Ziele erfunden oder entwickelt». Seile gab es, um Schafe, Ziegen und Rinder sicher ins Tal zu bringen. Steigeisen wurden verwendet, um an steilen Hängen zu mähen oder auf Eisfeldern der Jagd nachzugehen. Und mit Bergstöcken wurde «abgefahren», also sehr schnell den Berg hinabgesprungen. Kurz: Mit ihrem Wissen waren die «Älpler» den gebildeten und aufgeklärten Bürgern oft weit überlegen. Die ersten städtischen Bergtouristen waren oft fasziniert von dem, was Gemsjäger und Hirten konnten.

Obwohl die Herrschaften auf die Mitarbeit der Einheimischen angewiesen waren, verachteten sie die Älpler als rückständig. Dazu gesellten sich Dünkel, man mokierte sich über die Gerüche der Älpler, über ihren Kretinismus, über Inzest in den Dörfern und Ähnliches. Aber ohne die Älpler ging es nicht.

Und das so gedemütigte Bergvolk war sich seiner Fähigkeiten bewusst und trat entsprechend selbstbewusst auf. Außerdem wussten sie, dass die bürgerlichen Alpinisten auch in einem anderen Sinn auf sie angewiesen waren. Denn wenn diese ihre heroischen Berichte verfertigten, die ihnen Renommee in englischen, deutschen oder französischen Salons einbringen sollten, dann mussten die von ihnen bezahlten Bauern, Gemsjäger und Kristallsucher ihre alpinistische Großtat verbürgen. Daher wurden ihre Namen nur sehr selten verschwiegen. Schließlich ging es um das Bergsteigen als Projekt der Naturbeherrschung, es war also Teil von Wissenschaft, die dokumentiert werden musste – nicht nur der Naturwissenschaft, die herausfinden wollte, warum die Luft oben dünner, die Temperaturen niedriger und der Baum- und Pflanzenwuchs weniger war. Es ging auch um die Erforschung der Älpler, dieses «eigenthümlichen Völkchens», wie es 1806 in einer Schrift zur «genaurn Kenntniß der Alpen» heißt. Als 1741 die ersten Engländer in Chamonix ankamen, waren sie noch mit Waffen ausgerüstet, um sich gegen die wilden Einwohner der Wälder zu wehren.

Doch Johann Samuel Ith, Theologe aus Bern, glaubte beispielsweise 1788 in den Gemsjägern so etwas wie praktische Aufklärung zu erkennen: Ihr Klettern auf den Berg sei ein Symbol für das menschliche Streben nach höherer Wahrheit, nach dem «Bürgerrecht» des Himmels. Der Salzburger Naturforscher Karl Maria Ehrenbert Freiherr von Moll lobte 1783

die «Zeitkunde der Aelpler», die er im Zillertal vor allem bei Jägern und Wilderern beobachtet hatte.

Mit ungläubigem Staunen und großer Neugier nahmen die aufgeklärten Städter die jahrhundertealte Fertigkeit der Menschen im Gebirge zur Kenntnis, nicht nur zu überleben, sondern eine eigene Volkskunst entwickelt zu haben und gemensgleich die Berge hochzukommen. Auch die regionale Küche, die von den wenigen gut wachsenden Gemüsesorten geprägt war, zog Interesse auf sich. Interessant etwa auch die Frage, warum – und ganz ohne Instrumente – die Bauern eine so genaue Wetterkunde entwickelt hatten.

Zur Verachtung der zurückgebliebenen Dörfler gehörte deshalb immer auch die Verehrung des «guten Äplers», wie er schon 1729 von Albrecht von Haller in seinem berühmten Gedicht *Die Alpen* besungen wurde: «In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte, / Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht.»

Ohne die mal verspotteten, mal verehrten Äpler ließ sich das Projekt Alpenerschließung nicht durchführen. Und die wussten, was sie wert sind, wie auch Georg Wilhelm Friedrich Hegel 1796 an der Kleinen Scheidegg in der Schweiz erfahren musste. «Ein Küher», also ein ungebildeter Bergbauer in den Augen des deutschen Philosophen, «hatte uns von seinem Rahm, den er nach Hause trug, zu trinken angeboten und es unserem Belieben überlassen, wie viel Geld wir ihm geben wollten.» Was an dieser Freundlichkeit des Äplers so hintertrieben war, erklärte Hegel, damals Hauslehrer in Bern, gleich mit: «Diese Gewohnheit, die wir ziemlich allgemein antrafen, hat nicht, wie viele gutherzige Reisende meinen, die da von diesem Hirtenleben sich ein Bild allgemeiner Unschuld und Gutmüthigkeit gemacht haben, in der Gastfreiheit und Uneigennützigkeit ihren Grund, sondern vielmehr hoffen diese

Küher dadurch, daß sie die Bezahlung dem Gutdünken der Reisenden überlassen, mehr zu erhalten, als ihre Waare werth ist.» Die Leute in den Alpen traten dem Philosophen zu marktbewusst auf. Der Eroberung der Alpen stellten sich die Alpenbewohner recht clever entgegen.